Fräulein Holladay.

Roman von Burton E. Stevenson.

(Fortsetzung.)

„Es war wirklich für das Gas," sagte er, meinen lächelnden Blick auffangend, „und das Gas für die Cigaretten."

Der Mann hatte etwas ungemein Anziehendes mit seinem guten Humor, seiner Kraft, seiner Entschlossenheit. Meine Augen fielen auf seine dicken nervösen Hände, wie er sich die Cigarette anzündete, dann wanderten sie zu seinem Gesicht, zu seinen schwarzen Haaren, die von einigen Silberfäden durchzogen waren, zu seinen glänzenden, unter dichten Brauen liegenden Brauen, zu den vollen Lippen, die durch den wohlgepflegten Schnurrbart gar nicht verdeckt waren, zu seinem vorstehenden Kinn mit dem spärlichen Bärtchen. Ein starkes Gesicht und nicht häßlich, mit einem gewissen Ausdruck der Kraft.

„Es ist wahr, ich brauche einen Rath," sagte er, als er langsam eine Tabakwolke ausstieß, die er tief in die Lunge eingeathmet hatte, „mein Name ist Jasper Martigny. Martigny — und ich bin aus Frankreich, wie Sie wahrscheinlich schon gemerkt haben. Es ist mein Wunsch, Bürger von Amerika zu werden."

„Wie lange leben Sie schon in Amerika?" fragte ich.

„Seit zwei Monaten erst, es ist meine Absicht, ein Weingeschäft zu eröffnen."

„Nun," erklärte ich, „Sie können vor drei Jahren keinen Schritt zur Naturalisirung thun. Dann müssen Sie dem Gericht Ihre Absicht unterbreiten. Zwei Jahre später bekommen Sie schließlich die nöthigen Papiere."

„Sie meinen," sagte er zögernd, „daß es so viele Jahre braucht?"

„Ja, Sie müssen fünf Jahre hier leben."

„Aber," und er zögerte wieder, „ich hatte verstanden, daß — daß —"

„Daß es leichter sei? Es gibt natürlich auch ungesetzliche Wege, aber Sie können nicht verlangen, daß ich Ihnen diesbezüglichen Rath gebe, Herr Martigny."

„Ah, nein, gewiß nicht," rief er schnell, „ich wußte nur nicht — es thut mir nichts — ich wünsche dem Gesetz zu gehorchen."

Er nahm eine frische Cigarette, steckte sie an der anderen an und warf das Ende weg.

„Wollen Sie nicht eine versuchen?" fragte er, als er sah, daß meine Pfeife zu Ende war, und ich war bald im Besitz der besten Cigarette, die ich je geraucht. „Sie verstehen Französisch — ja?"

„Nicht genügend, um mich daran zu erfreuen," sagte ich.

„Ich bedaure — ich glaube, dieses Buch, welches ich lese, würde Ihnen gefallen." Er zog ein ziemlich zerlesenes Buch aus der Tasche. „Ich habe es gelesen, sehr oft, ebenso alle anderen — aber dieses ist sein Meisterwerk."

Er zeigte mir den Titel, er lautete: Monsieur Lecoq, von E. Gaboriau. „Ich habe es in der Uebersetzung gelesen," sagte ich.

„Und hat es Ihnen gefallen? — ja? Ich liebe die Geschichten von Geheimnissen, von Entdeckungen, darum war ich auch so interessirt in dem Fall von Fräulein — Fräulein — ah, ich habe vergessen. Ihre Namen sind zu schwer für mich."

„Fräulein Holladay," sagte ich.

„Ah ja; und ist das Geheimniß entdeckt?"

„Nein," sagte ich, „leider haben wir keinen Herrn Lecoq unter unseren Geheimpolizisten."

„Ah, nein," lächelte er, „und die junge Dame — ich habe mich sehr für sie interessirt — obgleich sie nicht da war — wie geht es ihr?"

„Der Schlag war zu schwer für sie," antwortete ich, „sie ist auf ihrem Landsitz zur Erholung. Ich hoffe, daß sie bald ganz wiederhergestellt sein wird."

Er hatte sich eine dritte Cigarette genommen und steckte sie nachlässig an, sein Gesicht war von mir abgewandt. Ich bemerkte, wie roth sein Nacken war.

„Ah, gewiß," stimmte es nach einem Augenblick zu, „wenigstens würde ich traurig sein, wenn es anders wäre. Aber es ist spät, ich sehe, Sie sind müde, ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit."

„Gar keine Ursache," wehrte ich ab, „ich hoffe, Sie werden immer herein kommen, wenn Sie sich einsam fühlen."

„Tausend Dank, ich werde sicherlich von Ihrer Einladung Gebrauch machen. Mein Zimmer ist gerade gegenüber," und als er die Thür öffnete, fügte er hinzu, „ich hoffe, Sie auch bei mir zu sehen."

„Sicherlich," sagte ich herzlich und wünschte ihm Gute Nacht.

In der darauf folgenden Woche sah ich Martigny oft. Ich begegnete ihm auf der Treppe oder im Flur, er besuchte mich, und ich erwiderte seinen Besuch, bei welcher Gelegenheit er zwei der besten Flaschen Chateau d'Yquem hervorholte. Er gefiel mir immer besser. Er erzählte viele Geschichten aus Paris, das seine Heimathstadt war, mit seinem Witz, der durch den leisen Accent und seine gewählte Ausdrucksweise noch erhöht wurde. Er interessirte sich freundlichst für meine Angelegenheiten, er war immer höflich, taktvoll und guter Laune. Er war ein Lebemann, der das Leben allerdings sehr materiell nahm, dabei hatte er aber eine gewisse Urwüchsigkeit, die erfrischend und erheiternd wirkte. Und er schien mich auch gern zu haben, jedenfalls suchte er mich auf, nicht ich ihn. Er setzte mir auseinander, daß die Eröffnung seines Geschäftes noch hinausgeschoben werden müsse, da er noch keine passende Gegend gefunden, aber in der nächsten Woche würde er so weit sein. Er wolle mich dann bitten, ihm den Kontrakt aufzusetzen. Inzwischen schliche die Zeit etwas langsam hin. „Aber ich beklage mich nicht darüber," sagte er, wie er Abends bei mir war, „ich muß das Leben leicht nehmen. Ich leidg an Herzschwäche, die mir schon viele Sorge gemacht hat. Außerdem habe ich Ihre Gesellschaft, die mir sehr angenehm ist, und für die ich Ihnen danke. Ich hoffe, Fräulein — Fräulein — wie sagen Sie — Holladay ist ganz wohl?"

„Wir haben nichts von ihr gehört," sagte ich, „sie ist immer noch auf dem Lande."

„Ah, es geht ihr gewiß gut — ich interessire mich so für sie — Sie entschuldigen, wenn ich Sie langweile."

„Mich langweilen? Aber nein!"

„Dann bin ich so frei, zu fragen, haben Sie eine — eine — wie heißt es — Ansicht über das Verbrechen?"

„Nein," antwortete ich, „außer der, die in der Zeitung stand — die illegitime Tochter. Sie werden darüber gelesen haben, das scheint den Nagel auf den Kopf zu treffen."

Er schien nachdenklich. „Und doch möchte ich wissen, wie Monsieur Lecoq die Sache angefangen hätte. Würde er es für einen Mord gehalten haben, nur weil es so aussah? Haben Sie nie angenommen, daß Fräulein Holladay ihren Vater thatsächlich besucht hat, daß sein Tod gar kein Mord war, sondern vielleicht ein Unfall?"

„Ein Unfall?" wiederholte ich. „Wie hätte das sein können? Wie kann ein Mann aus Versehen in die Kehle gestochen werden? Außerdem, wenn es ein Unfall gewesen, wie wäre es dann zu erklären, daß seine Tochter aus dem Hause gerannt ist, ohne zu versuchen, ihn zu retten, ohne Hilfe herbeizuholen? Wenn es kein Mord gewesen ist, warum sollte dann die Frau, wer immer sie gewesen sein mag, so entsetzt gewesen sein? Oder wie wollen Sie ihre Flucht sonst erklären?"

Er sah mich nachdenklich an.

„Alles, was Sie sagen, ist wahr," sagte er, „es beweist, daß Sie viel nachgedacht haben über die Sache. Ich glaube, Sie lieben es auch, geheimnißvolle Verbrechen aufzudecken?" Er lächelte mich an. „Nicht wahr, Herr Lester?"

Ich lachte. „Ich habe es selbst nicht geahnt, bis dieser Fall kam, aber der Bazillus scheint hängen geblieben zu sein."

„Ah, jawohl," sagte er zweifelnd, er hatte mich nicht verstanden.

„Ich habe sogar vorübergehend daran gedacht," fuhr ich fort, „diesen Fall in die Hand zu nehmen. Das geht aber natürlich nicht, unsere Beziehungen dazu sind beendet."

Er warf mir einen schnellen Blick zu, dann steckte er sich eine Cigarette an.

„Nehmen wir an, Sie sollten das Geheimniß lüften. Wie würden Sie es anfangen?" fragte er.

„Ich würde versuchen, die geheimnißvolle Besucherin aufzufinden."

„Aber," warf er dazwischen, „ich habe gehört, daß die Polizei es versucht hat, und es ist ihr nicht gelungen. Wie könnte es Ihnen dann gelingen?"

„Ach, es würde mir wahrscheinlich auch nicht glücken," lachte ich, und sein Ausdruck erschien mir ernster, als die Gelegenheit erheischte. „Es würde mir ebenso gehen wie der Polizei.

„In Frankreich," bemerkte er, „ist es ganz ausgeschlossen, daß irgend jemand vom Gericht —"

„Hier auch," unterbrach ich ihn, „aber manchmal kann ein Rechtsanwalt nicht anders. Gewisse Fälle verlangen öfters die Arbeit eines Geheimpolizisten und sind doch zu delikater Art, um der Polizei übergeben werden zu können."

„Es ist auch ein Fehler unserer Polizei, daß sie zu viel auf Zeitungsnachrichten gibt, alles gleich drucken läßt — es ist der Fehler der ganzen Menschheit, nicht wahr?

„Sie sprechen unsere Sprache so gut, Herr Martigny," sagte ich, „daß ich mich schon mehrfach gefragt habe, wo Sie sie gelernt haben mögen?"

„Ich war einige Jahre in England — in Weingeschäften — und habe die Sprache eifrig studirt. Aber ich finde es doch manchmal noch immer recht schwer, Euch Amerikaner zu verstehen. Sie sprechen so viel schneller als die Engländer, so viel undeutlicher. Sie lassen Ihre Worte in einander laufen, Sie verschlucken Ihre Silben —"

„Ja," — ich mußte lächeln, — „und das ist genau dasselbe, was wir den Franzosen vorwerfen."

„Ah, unsere Elisionen sind durch klare Gesetze bewiesen, die jedermann versteht, während hier —"

„Jedermann sein eigener Gesetzgeber ist. Vergessen Sie nicht, es ist das Land der Freien —"

„Und das Land der Freiheit, nicht wahr?" fügte er hinzu, ohne ironisch sein zu wollen.

„Ja, es war entschieden ein Gewinn für mich, Martigny kennen gelernt zu haben. Natürlich würde er mir nicht mehr so viel Zeit widmen können, wenn er erst sein Geschäft eröffnet hatte, aber wir würden doch noch manchen angenehmen Abend miteinander verleben, und ich sah ihnen mit Freude entgegen. Er interessirte mich. Er war unterhaltend, witzig, voller Humor, wie ich schon erwähnte — das waren seine Hauptcharakterzüge. Außerdem muß ich auch gestehen, ich kam mir oft recht verlassen vor, wie es wohl jeder Junggeselle durchmacht, und ich freute mich des angenehmen Gesellschafters.

* * * * * * *

Es war am Montag den 14. April, als ein Schreiber eine Bestellung an Herrn Royce brachte: „Ein Mann ist draußen, Herr Rechtsanwalt, der Sie sofort sprechen möchte," sagte er, „er nennt sich Thompson und sagt, er sei der Kellermeister von Fräulein Holladay."

Unser Zweiter sprang halb von seinem Stuhl in die Höhe, aber er bezwang sich und setzte sich wieder.

„Lassen Sie ihn eintreten," sagte er, während seine Augen sich mit heißhungrigem Blick auf die Thüre hefteten. Erst jetzt sah ich, wie die letzte Woche ihn mitgenommen hatte. Die viele Arbeit war wohl auch mit schuld daran, aber doch nur zum Theil. Er schien wirklich krank zu sein.

Die Thür öffnete sich und ein grauhaariger Mann von ungefähr sechzig Jahren trat ein. Er konnte kaum Athem holen vor innerer Bewegung.

„Nun, Thompson," fragte Royce, „was ist passirt?" —

„Was passirt ist?" rief der andere, „unser gnädiges Fräulein ist fortgeschafft worden. Vor zehn Tagen verließ sie die Stadt, um auf's Land zu gehen, wo wir sie alle erwarteten, und kein Mensch hat sie seitdem gesehen!"

10. Kapitel.

Herr Royce packte seinen Stuhl krampfhaft an und war für einen Augenblick sprachlos. Dann wandte er sich zu mir: „Lester," sagte er heiser, „ich habe Sie schon einmal nöthig gehabt, und jetzt brauche ich Sie erst recht. Ich kann nicht mehr folgerichtig denken, die Sache geht mir zu nahe. Sie werden mir helfen, nicht wahr?"

Er sah mich mit einem so flehenden Ausdruck an, der mir seine Schwäche bewies, daß ich nicht hätte widerstehen können, selbst wenn mir die Geschichte nicht auf eigene Rechnung interessant gewesen wäre.

„Gewiß, sehr gern," antwortete ich aufsichtig, „ich werde Ihnen nach besten Kräften helfen, Herr Royce."

Er fiel in seinen Stuhl zurück und schöpfte tief Athem. „Ich wußte, daß Sie es thun würden," sagte er, „lassen Sie sich alles von Thompson erzählen, bitte."

Ich nahm einen Stuhl und setzte mich neben den alten Kellermeister.

„Sie sind schon viele, viele Jahre in Herrn Holladays Familie, nicht wahr, Herr Thompson," fragte ich, um ihm Gelegenheit zu geben, sich ein wenig zu erholen.

„Ja, seit sehr vielen Jahren — wohl so an die vierzig."

„Also schon vor der Geburt von Fräulein Franziska?"

„O ja, lange vorher. Herr Holladay kaufte kurz vor seiner Hochzeit das Haus in der Fünften Avenue, er hat immer dort gewohnt, und ich trat damals als zweiter Diener ein."

„Herr Holladay lebte sehr glücklich mit seiner Frau?" fragte ich weiter.

„Sehr glücklich. Sie waren bis zu ihrem Tode immer wie ein Brautpaar zusammen. Sie waren für einander geschaffen" — diese abgedroschenen Redensarten klangen aus seinem Munde wirklich rührend.

Ich überlegte einen Augenblick. Dies Zeugniß warf die Annahme eines Verhältnisses von seiten Holladays gänzlich über den Haufen. Was sollte man aber sonst annehmen?

„Sie wissen nicht, ob ihr Glück jemals gestört wurde? Sie merken natürlich," fuhr ich fort, „daß ich nicht aus häßlicher Neugier frage, sondern um dem Geheimniß womöglich auf den Grund zu gehen."

„Natürlich," sagte er, indem er zustimmend nickte. „Nein, ihr Glück wurde durch nichts gestört — bis auf eine Sache."

„Und die war?"

„Nun, sie hatten keine Kinder, und waren schon fünfzehn Jahre verheirathet. Nachdem Fräulein Franziska geboren war, fehlte es an nichts mehr."

„Sie ist im Ausland geboren?"

„Ja, in Frankreich. Ich weiß aber nicht, in welcher Stadt."

„Aber Sie wissen das Datum ihrer Geburt?"

„O ja, am 10. Juni 1876, wir haben den Tag immer gefeiert."

„Herr Holladay war zu der Zeit bei seiner Frau?"

„Jawohl, er und seine Frau waren beinahe ein Jahr im Ausland gewesen. Seine Gesundheit war angegriffen, und der Doktor hatte ihm eine lange Erholung vorgeschrieben. Er kam bald nach Franziskas Geburt zurück, aber seine Frau blieb noch fort, und er reiste alle paar Monate auf eine Woche zu ihr, und endlich kam sie nach Hause mit ihrem Kind, nur um zu sterben. Damals sahen wir Fräulein Franziska zum ersten Male."

„Herr Holladay hing sehr an der Tochter?"

„Das sollte ich meinen, sie vertrat die Stelle seiner Frau," sagte er einfach.

„Und sie hing sehr an ihm?"

„Sie hat ihn geradezu angebetet, hat ihn regelmäßig abgeholt, und Abends waren sie fast immer zusammen. Sie machte sich nichts aus Gesellschaften, und ich habe oft gehört, wie sie sagte, daß sie viel lieber zu Hause bei ihm bliebe. Er bestand oft darauf, daß sie in Gesellschaft ginge, denn er war stolz auf sie, und mit Recht."

„Ja," sagte ich, denn es stimmte mit allem, was ich sonst über die Familie gehört hatte. „Sie hatten keine weiteren Verwandten?"

„Gar keine. Herr Holladay und seine Frau waren beide einzige Kinder gewesen, ihre Eltern waren natürlich schon lange todt."

„Auch keine besonders guten Freunde?"

„Keine besonders nahestehenden. Fräulein hatte Schulfreundinnen, aber sie war immer ein bischen — na, zurückhaltend."

„Ich verstehe, und nun," fuhr ich fort, „erzählen Sie mir bitte möglichst genau, was in den letzten drei Wochen vor sich gegangen ist."

„Also," fing er bedächtig an, „nach dem Tode ihres Vaters schien sie eine Zeitlang ganz verzweifelt — wanderte ruhelos im Hause herum, saß Abends im Bibliothekzimmer und aß fast gar nichts. Dann kam Herr Royce manchmal in's Haus, da wurde sie heiterer, und wir alle hofften, daß sie nun bald wieder wie früher sein würde. Da wurde sie plötzlich wieder schlimmer, sie schickte uns voraus auf's Land, um die Sachen dort in Ordnung zu bringen. Als ich fertig war, telegraphirte ich ihr, daß alles zum Empfang bereit sei. Sie antwortete, daß sie in einigen Tagen kommen würde. Vor vierzehn Tagen kamen die anderen Dienstboten nach, und seitdem habe ich sie jeden Tag vergebens erwartet. Ich telegraphirte wieder, aber sie antwortete nicht, und da wurde ich so unruhig, daß ich es nicht länger aushalten konnte. Ich fuhr nach der Stadt, um zu sehen, was los sei. Ich kam am frühen Morgen an und ging gleich in unser Haus. Thomas, der zweite Diener, hütete es, und er erzählte mir, daß Fräulein Holladay am selben Tage wie die Dienstboten mit ihrer Jungfer abgereist wäre. Dies ist alles, was ich weiß."

„So ist sie also seit zehn Tagen fort?" fragte ich.

„Seit zehn Tagen."

Zehn Tage! Was konnte in dieser Zeit alles geschehen sein! Doktor Johnstons Diagnose auf Schwermuth fiel mir ein, und ich neigte ihr mehr denn je zu. Wie ließ sich sonst diese Flucht erklären? Ich merkte es Royce an, daß er nicht mehr ein noch aus wußte.

„Nun," sagte ich schließlich, in Ermangelung von etwas Besserem, „wir wollen mit Ihnen in die Wohnung gehen und mit Thomas sprechen. Vielleicht kann er uns noch etwas sagen."

Er wußte jedoch sehr wenig. Vor zehn Tagen war ein Wagen angekommen, Fräulein Holladay war mit ihrer Jungfer eingestiegen und fortgefahren. Der Wagen war, so viel er wußte, bei einer benachbarten Remise bestellt, da der eigene Kutscher mit den anderen Dienstboten zusammen schon vorausgeschickt war. Sie waren die Allee heruntergefahren bis zur dritten Avenue und dann doch wohl gleich weiter zum Bahnhof. Wir gingen durch's Haus, alles in bester Ordnung. Fräulein Holladays Zimmer, wie sie es verlassen hatte. Ihres Vaters Zimmer waren ebenfalls in Ordnung. „Hier ist etwas," sagte ich und nahm eine Photographie, „was wir benutzen könnten. Ich darf doch davon Gebrauch machen?" Royce nahm das Bild mit zitternder Hand und starrte es einen Augenblick an, dann gab er es mir zurück. „Ja," antwortete er, „wenn es wirklich von Nutzen sein kann. Wir müssen jedes Hilfsmittel in Erwägung ziehen. Nur —"

„Ich werde nur davon Gebrauch machen, wenn es durchaus nothwendig ist," versicherte ich ihm, „und dann werde ich es vernichten."

„Gut, ich bin damit einverstanden," sagte er, und ich steckte das Bild in die Tasche. Weiter konnten wir nichts entdecken, und so gingen wir fort, nachdem wir den beiden Leuten eingeschärft hatten, daß sie zu niemandem von Fräulein Holladays Verschwinden reden sollten.

Zunächst mußte der Kutscher ausfindig gemacht werden, der Fräulein Holladay nebst Jungfer vom Hause fortgefahren hatte. So gingen wir von einem Fuhrherrn zum anderen rings in der Nachbarschaft, aber bei keinem war ein Wagen bestellt. Hatte sie ihn selbst bestellt? Vielleicht bei einem Fuhrherrn, der weitab wohnte, um so ihren Bestimmungsort zu verbergen? Oder hatte die Jungfer alles besorgt und war unehrliches Spiel dabei? Ich legte Royce diese Fragen vor, aber er war unfähig, sie zu beantworten. Ich für meine Person war überzeugt, daß sie freiwillig fortgegangen und daß ihr Verschwinden wohl überlegt war. Warum? Nun fing ich an zu vermuthen, daß wir das eigentliche Geheimniß doch nicht erfaßt hatten.

Wir fuhren in's Büreau, wo Herr Graham uns erwartete. Ich erzählte ihm, wie alles verlaufen war und stellte ihm wie unserem Zweiten anheim, eine Frage sofort zu erledigen.

„Auf alle Fälle ist es eine sehr bedenkliche Sache," führte ich aus. „Fräulein Holladay hat ihren Plan sehr sorgfältig ausgearbeitet, damit wir ihr nicht folgen können. Es wird vermuthlich schwer fallen, zu beweisen, daß sie nicht freiwillig mitgegangen ist. Sie hat jedenfalls vollauf das Recht, hinzugehen, wohin es ihr beliebt, ohne uns zu fragen. Haben wir nun aber das Recht, ihr gegen ihren Wunsch zu folgen?"

Herr Graham antwortete nicht gleich, und die tiefe Falte erschien zwischen seinen Augenbrauen. Dann nickte er energisch.

„Es ist unsere Pflicht, sie aufzufinden," sagte er. „Es ist mir ganz klar, daß kein Mädchen in gesundem Zustande so handeln würde. Sie hatte ganz und gar keinen Grund, uns zu täuschen — die Flucht zu ergreifen, wir hätten doch keinen Einspruch erhoben. Der Doktor hat recht — sie ist einfach schwermüthig, und wir müssen dafür sorgen, daß sie in die richtige ärztliche Behandlung kommt."

„Vielleicht ist es doch nicht Schwermuth," warf ich ein, „sondern irgend eine Beeinflussung seitens der neuen Jungfer."

„Dann ist es unsere Pflicht, sie von diesem Einfluß zu befreien," erwiderte Graham, „und sie zu ihrem Normalzustand zurückzubringen."

„Selbst wenn wir sie damit beleidigen?"

(Fortsetzung folgt.)

Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig bekümmerte, als um seine eigenen.

Besonders niedrige Preise
für alle Arten
Anstreicher-Artikel.

Creosote Dach-Anstrich. Rote Scheunen-Farben. Fertig-gemischte Farben. Firnisse. Pinsel, u. s. w. Kochöfen, Herde und Heizöfen verschiedener Sorten zu sehr niedrigen Preisen.

Desgleichen ein volles Lager Groceries bester Qualität.

Der Rest von Steingutwaren wird unter Einkaufspreis verkauft. Um damit aufzuräumen.

K. Bocz, Telephon 246 Broad Str.

Wir möchten hiermit bekannt machen, daß wir für die kommende Saison ein volles Lager von

Schlitten, Cutters, Nähmaschinen, Pferdegeschirren, Decken, u. s. w.

haben. Mäßige Preise. Wir bitten um einen Besuch.

R. E. Mickleborough,
Rose Strasse Regina

Dampfschiffs-Agenten.

Geld nach Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Rußland gesandt.

Dampfschiffs-Billette für alle Linien.

Es wird Deutsch gesprochen und geschrieben.

Corn. Epp Co., 901 Main-Straße, Winnipeg, Man.

Schulbesuch der Gratton-Schule während des Monats November.

Departement I.

Senior Dep.
Rose Fellinger
Stanley Deforge
Katie Tissig
Alice Dale
Annie Herald.

Junior Dep.
Lizzie Ehmann
Lizzie Lutz
John Meharty
Michael Reinlander
Joseph Edwards.

Schulbesuch 77 Prozent.

Departement II.

Honor Roll.

Senior Klasse.
Jennie Turcott
Frank Widiner
John Zakuseski
Adam Kid.

Junior Klasse.
Barbara Haferman
Katie Fellner
Clayton Kramer
Ferdinand Silzer

Schulbesuch 79 Prozent.

Departement III.

Senior Klasse.
Peter Nachbrun
Annie Becker
Katie Kleisinger
Joseph Rump
Eva Kuntz.

Junior Klasse.
Leonard Marshall
John Moliski
Katie Volk
Adam Schwarz.

Schulbesuch 86 Prozent.

Departement IV.

Grad IV.
Edw. Noonan
M. Kaltenbrunner
Tessie Loos
Z. Fritz
D. Ehmann
R. Bocz.

Grad III.
H. Molesky
C. Kuhn
F. Zech
R. Litz
L. Kramer.

Schulbesuch 85 Prozent.

Departement V.

Grad V.
Gustav Mayer
Clara Kramer
Leo Edwards.

Grad IV.
Sam. Mayer
Clara Niederstadt
Paul Ehmann
Sylvester Kramer
Alex Ehmann
Adam Dell
Mary Kuhn
Joseph Rohrich
Albert Kramer.

Grad III.
Wilfred Edwards
Susie Ehmann
Eva Bolan

Schulbesuch 90 Prozent.

L. L. Kramer, Principal.

Staat und Kirche.

Das Beispiel Frankreichs in der Trennung von Kirche und Staat wirkt auf die benachbarten Länder. Es hat in der Schweiz seinen Einfluß geltend gemacht, woselbst in Basel und verschiedenen anderen Kantonen bereits lebhaft für die Scheidung agitiert wird, und in Genf hat kürzlich der große Staatsrat durch eine Abstimmung von 66 gegen 23 Stimmen sich für die vollständige Trennung von Kirche und Staat in diesem Kanton erklärt, worauf diese Entscheidung durch eine Volksabstimmung gutgeheißen wurde. Nun hat dieselbe Bewegung auch in Deutschland Fuß gefaßt, und irgend eine Art von Trennung wird jetzt von vielen tonangebenden Männern befürwortet als die einzige Lösung der nachgerade „unerträglich werdenden Zustände." Zwei bemerkenswerte Unterschiede springen aber zwischen der in Deutschland verlangten und der in Frankreich durchgeführten Trennung von Kirche und Staat in die Augen. In Frankreich ging die Agitation vom Staate aus, im Lande Luthers hingegen entspringt sie in kirchlichen Kreisen. In Frankreich bedeutete die Scheidung den völligen Bruch des Staates mit der katholischen Kirche, in Deutschland dagegen, das zu zwei Drittdn protestantisch und zu einem Drittel katholisch ist, wächst die Bewegung aus den gespannten Beziehungen zwischen dem Staate und den protestantischen Kirchen heraus.

Schurz zu Ehren.

Dem New Yorker Komite des Karl Schurz-Denkmals-Fonds ist von dem mit ihm und den Komites anderer Städte zusammenarbeitenden Komit. in Chicago die Mitteilung zugegangen, daß das Bau- und Grundeigentum-Departement des Schulrats von Chicago durch einstimmigen Beschluß der Aenderung des Namens der bisherigen Irving-Park Hochschule in Chicago in Karl Schurz Hochschule angeordnet hat. Dieses Schulgebäude wird im Laufe des nächsten Jahres mit einem Kostenaufwande von etwa $500,000 errichtet werden.

Das Komite berichtet, daß ihm vom Komite in Indianapolis weitere ansehnliche Beträge im Gesamtbetrage von $812 zugegangen sind. Der bis jetzt gesammelte Karl Schurz-Memorial-Fund beträgt $82,952.40.

Schiffahrt auf den Seen.

Während der Schiffahrts-Saison, welche bald ihr Ende erreicht haben wird, sind auf den großen Seen fünfzig Menschenleben verloren gegangen, und außerdem ist Eigentum im Werte von ungefähr $3,000,000 vernichtet worden.

Die beiden schlimmsten Unfälle waren der Untergang des Dampfers „Alexander Nimid" auf dem Superior-See am 9. September und die Zerstörung des Dampfers „Naomi" durch Feuer am 14. Mai. Bei dem ersten Unglück kamen fünf Menschen um und es wurde Eigentum im Werte von $50,000 zerstört, während bei dem Brande „Naomi" vier Menschen ihr Leben verloren und Eigentum im Werte von $150,000 der Vernichtung anheimfiel.

Der schwerste Verlust traf die Schiffahrt durch den Brand des großen Palastdampfers „City of Cleveland", welcher am 11. Mai in Detroit an seinem Dock bis auf den Wasserspiegel abbrannte. Der Dampfer hatte einen Wert von $700,000 und sollte gerade in Dienst gestellt werden. Nur der Rumpf konnte gerettet werden.

Am 13. Oktober scheiterte der Dampfer „Cyprus" im Superior-See, und hierbei gingen 21 Menschenleben verloren. Der materielle Verlust bezifferte sich auf $150,000.

Entsagen.

Such nicht immer dein Behagen,
Ueb dich rüstig im Entsagen,
Wirst so leichter dann ertragen
Wenn dereinst in schlimmen Tagen
Dich bedrohen Angst und Plagen,
Freier dich durch's Leben schlagen,
Mutvoll dich an Großes wagen,
Nie verzagen
Nimmer klagen,
Froh empor zum Lichte ragen.

Auszug
aus dem canadischen Heimstättengesetz.

Alle noch nicht bereits vergebenen oder reservierten Sectionen mit geraden Nummern von Dominion-Ländereien in Manitoba, Saskatchewan und Alberta, mit Ausnahme von 8 und 26, können von irgend jemand, der das Haupt einer Familie ist, oder von jeder mindestens 18 Jahre alten männlichen Person, als Heimstätte in der Größe von einer viertel Section von 160 Ackern aufgenommen werden.

Heimstätte-Eintragungen

müssen persönlich von dem Applikanten bei einer Dominion Land Agentur oder Sub-Agentur in dem Distrikt, in welchem das Land gelegen ist, gemacht werden. Unter gewissen Bedingungen ist auch die stellvertretende Eintragung von seiten des Vaters, der Mutter, des Sohnes, der Tochter, des Bruders oder der Schwester des betreffenden Heimstätters erlaubt.

Heimstätte-Verpflichtungen.

Der Heimstätter ist gehalten, die Heimstätte-Verpflichtungen unter einem der folgenden Pläne zu erfüllen:

1. Wenigstens 6 monatliche Wohnung auf dem Lande nebst Bearbeitung desselben während eines Zeitraumes von 3 Jahren.

2. Hat ein Heimstätter eine Farm, nicht kleiner als 80 Acker, in der Nähe der Heimstätte, so kann er, wenn er will, die Wohnungsvorschrift in der Weise erfüllen, daß er auf seiner Farm wohnt. Er muß aber der einzige und alleinige Eigentümer besagter Farm sein.

3. Falls der Vater (oder die Mutter, wenn der Vater gestorben ist) eines Heimstätters ständig auf einer von ihm geeigneten Farm, die mindestens 80 Acker groß ist, in der Nähe der Heimstätte wohnt, oder auch auf einer von ihm aufgenommenen Heimstätte in der Nähe des Landes, so ist es dem Heimstätter erlaubt, bei seinem Vater resp. seiner Mutter zu wohnen.

4. Der oben gebrauchte Ausdruck „Nähe" bedeutet: nicht weiter als 9 Meilen in einer geraden Linie, Road Allowances nicht mitgerechnet.

5. Ein Heimstätter, der auf diese Weise seinen Wohnungs-Verpflichtungen nachzukommen beabsichtigt, während er bei seinen Eltern oder auf seiner eigenen Farm wohnt, muß dem Landagenten des Distriktes davon Mitteilung machen.

Sechs Monate vor Einreichung des Gesuchs um den Besitztitel muß der Heimstätter dem Commissioner of Dominion Lands, Ottawa, schriftliche Mitteilung von seiner Absicht geben.

W. W. Cory,
Deputy of the Minister of the Interior.

Meinen werten Kunden, und auch auch solchen, die es noch werden wollen, lasse zu wissen, daß ich für die nächsten sechs Wochen

10 Proz. Abschlag
auf alle
Kochöfen,
und
5 Proz. auf Heiz-Oefen
geben werde. Ebenso auf alle
Kleinwaren 10 Prozent
für bar.

Da in meinem Store von jetzt an nur für bar verkauft werden wird, gebe ich von jetzt bis Neujahr noch extra einem Jeden, der für $5.00 kauft, 25 C.s. wert Waren.

Alle Kunden, die mir noch schuldig sind, bitte ich, doch meiner nicht zu vergessen.

Jacob Kliewer,
Eisenwarenhändler,
Warman, Sask.

Canadian Pacific
Jährliche
Excursionen
nach
Ver. Staaten Plätzen.

Niedrige Rundreiseraten
nach
St. Paul und Minneapolis, Minn.; Milwaukee, Wisc.; Chicago, Ill.; Council Bluffs, Des Moines, Fort Dodge, Dubuque, und Waterloo, Ia.; Omaha, Neb.; Kansas City und St. Joseph, Mo.

Tickets täglich zum Verkauf vom 1. Dez. bis zum 31. Dez. inclusive, gültig für die Rückkehr innerhalb von drei Monaten.

Man wende sich zwecks Information an den nächsten C.P.R.-Agenten.

Freies Arbeits-Bureau.

Ein freies, öffentliches Arbeits-Nachweis-Bureau ist von der Dominion-Regierung eröffnet worden, in Verbindung mit der Immigrations-Arbeit in Manitoba, Saskatchewan und Alberta, zum Nutzen der Landwirte und Anderer, die Landarbeiter, Handwerker oder Dienstmägde bedürfen.

Gesuche für Arbeiter sollten an J. Obed Smith, Einwanderungs-Kommissär, Winnipeg, gerichtet und genau angegeben werden, was für Arbeiter verlangt, auf wie lange Zeit und welche Löhne angeboten werden.

Nur solche Arbeiter, welche für die bezeichnende Arbeit tauglich und passend sind, werden hinausgeschickt.

Man schreibe an

J. Obed Smith,
Dominion Immigration Commissioner,
Winnipeg, Man.

Wir bitten alle diejenigen unserer Leser, die auf unsere Zeitung abonnieren wollen, uns den auf Seite 4 eingedruckten Zettel mit Namen und Postoffice versehen, sobald als möglich zuzusenden, damit wir unsere Postliste darnach einrichten können und damit keine Verzögerung in der Zusendung stattfindet. Da wir die Zeitung bis 1. Januar 1908 umsonst liefern, ist es jetzt nicht unbedingt nötig, den $1 einzulegen, das kann später geschehen, so wie es unseren Abonnenten paßt.